

Gabriele Reuter
Vom Kinde zum Menschen
Die Geschichte meiner Jugend



HOFENBERG DIGITAL

Gabriele Reuter

Vom Kinde zum Menschen

Die Geschichte meiner Jugend

Gabriele Reuter: Vom Kinde zum Menschen. Die Geschichte meiner Jugend

Neuausgabe.

Herausgegeben von Karl-Maria Guth, Berlin 2017.

ISBN 978-3-7437-0465-7

Dieses Buch ist auch in gedruckter Form erhältlich:

ISBN 978-3-7437-0444-2 (Broschiert)

ISBN 978-3-7437-0445-9 (Gebunden)

Die Sammlung Hofenberg erscheint im Verlag der Contumax GmbH & Co. KG, Berlin.

Erstdruck Fischer, Berlin 1921.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Den lieben Freunden

Max und Käthe Kruse,

**in deren Heim dies Buch entstand,
dankbar gewidmet**

An Lili

Dem ist mein Werk dem innern Wesen nach –
Denn allem Träumen, Schaffen, Dichten,
Die Mutterliebe gab ihm Lebenskraft,
Die Liebe, die aus Sehnsucht zur Erfüllung ward,
Und mir des Menschen dunklen Sinn enträtselt.
Den heiligen Besitz an Leiden und an Glück
Empfange Du aus meinen Händen, Kind.
Und trag ihn weiter durch die Ewigkeit, –
Ein Erbe dessen, was uns tief geeint.

Erster Teil

Das Buch des Kindes

Die Vorfahren

Der Herrgott hat es gut mit mir gemeint. Von Nord und Süd und aus der Mitte unseres vielgestaltigen deutschen Vaterlandes hat er tüchtige, originelle, kluge und wunderliche Leute zusammengebracht; wie es mir scheinen will, nur dem einen Zwecke, einem kleinen Mädchen ans Weltlicht zu verhelfen, es zu seiner Erdenfahrt mannigfach auszustatten. Freilich hätte nach all diesen Vorbereitungen etwas ganz anderes Eindruckvolleres und Bedeutenderes aus dem kleinen Mädchen werden müssen, als sich nun schließlich für ihr Urteil ergibt. Immerhin durfte sie ihr eigenes Wort in ihre Zeit schreiben und das Wort wurde gehört und bedacht. Das ist sehr viel für eine Frau, und sie darf wohl ihrem Schicksal von Herzen dankbar sein. Aber was ist denn von unserem Leben unser Eigentum? Unser Schicksal sind ja recht eigentlich unsere Vorfahren.

Darum – will ich das Persönlichste berichten – sei zuerst auf sie in Andacht und Treue hingewiesen.

Von der Familie meines Vaters ist nichts Besonderes zu berichten. Der Großvater Daniel Thomas Reuter besaß eine Brauerei und war Bürgermeister in dem kleinen pommerschen Städtchen Treptow a. d. Tollense, allwo auch ich noch heimatberechtigt bin, und Armenunterstützung zu empfangen hätte, wenn es in diesen argen Zeitläuften

einmal soweit mit mir kommen sollte. In Treptow haben die Reuters jahrhundertlang als friedliche Ackerbürger gehaust. Es lebte dort in dem Städtchen noch eine zweite Familie gleichen Namens. Ihr entstammte der Lieblingsdichter der plattdeutschen Lande: Fritz Reuter. Eine Verwandtschaft zwischen beiden läßt sich nicht nachweisen.

Der Großvater heiratete eine Barnewitz aus Hohenmin in Mecklenburg. Vielleicht kam durch sie ein unruhigeres Blut in die Familie – ihr Bruder, der Gutsherr auf Hohenmin, war durchaus ein Original zu nennen. Jedenfalls verließen unsere Reuters alle die Heimatstadt. Sie siedelten sich in verschiedenen Teilen von Mecklenburg an – der eine der Brüder wurde Organist an der Thomaskirche in Leipzig. Und das Nesthäkchen, das zwanzig Jahre später auf der Welt erschien als seine Geschwister, meinen Vater, trieb sein Dämon sogar über den Ozean.

Die erste Station zu seinen reichbewegten Lebensfahrten war Berlin, wo der junge Kaufmannslehrling sich anschickte, seine vorgeschriebenen drei Militärjahre abzudienen. Schon dies ein ungewöhnliches Beginnen für einen von der mecklenburgischen Grenze. Doch wohl überlegt. Denn in Berlin war die Gräfin Voß vielvermögende Haushofmeisterin im Königsschloß. Sie war dem jungen Burschen freundlich gesonnen, war doch sein Schwager Pfarrer auf ihrem Gute Giewitz – durch ihre Fürsprache wurde er, trotz seiner schlanken, kräftigen Gestalt, schon nach einigen Monaten Dienst entlassen.

Er bewarb sich um eine Stellung als junger Mann in dem großen Modehaus Gerson, wurde angenommen und als er gestand, nichts weiter zu besitzen als seine abgetragene

Soldatenmontur, kleidete man ihn gleich für seine neue Stellung passend ein. Ob auch hier die gute Gräfin ein empfehlendes Wort gesprochen, oder ob das stattliche, sympathische Äußere meines Vaters seine Wirkung getan, vermag ich nicht zu sagen. Er gedachte noch in späteren Jahren vor uns Kindern dankbar dieser Generosität der Firma. – Die einzige Verschwendung, die er sich während der Berliner Zeit leistete, bestand in einem Klavier, sonst muß der hübsche Kommis ungemein sparsam gelebt haben, denn nach Verlauf etlicher Jahre hatte er genug zurückgelegt, um sich eine Bildungsreise durch England, Frankreich und den Orient gestatten zu dürfen.

Es war die Zeit, in der die Not der schlesischen Weber die Öffentlichkeit lebhaft beschäftigte. Eine Frau –: Bettina Arnim-Brentano erhob in leidenschaftlich befeuerten Ergüssen ihrer romantischen Seele die ersten sozialen Forderungen in dem Werke: Dies Buch gehört dem König.

Mit praktischen Vorschlägen für die Verwertung der schlesischen Webereien trat mein Vater nach seiner Rückkehr von Ägypten und Kleinasien in einer Denkschrift vor die Öffentlichkeit. Er wies nach, welch ein reiches fruchtbares Absatzgebiet gerade der Orient für Baumwollen- und Leinengewebe abgeben würde, wenn der preußische Staat die Angelegenheit in die Hand nehmen und mit Geld und Einfluß fördern würde. Er legte scharfe Kritik an das nur aus Juristen gebildete Konsulatswesen und forderte kaufmännische mit staatlicher Autorität ausgerüstete Vertreter, neben den juristischen.

Die erste Bananentraube hatte er mit nach Berlin gebracht – sie schickte er mitsamt der Denkschrift an

Alexander von Humboldt und dieser übergab beides dem König Friedrich Wilhelm IV.

Humboldt vertiefte in persönlichen Unterredungen mit dem jungen Reuter den Eindruck, den er von der Bedeutung seiner Vorschläge gewonnen hatte. Der Erfolg war, daß mein Vater zunächst als kaufmännischer Agent dem Konsulat in Alexandrien und Kairo beigegeben wurde, mit dem Versprechen, baldigst auch Titel und Gehalt eines Konsuls zu beziehen.

So führte ihn der Weg nach dem Lande, das ihm zur zweiten Heimat werden sollte, nach Ägypten.

Im Vater verkörperte sich das Hinausstreben des Deutschen zu breiterer Wirkung auf die Welt. In den Vorfahren der Mutter spiegelten sich im engeren Rahmen deutschen Familienlebens mancherlei Kulturercheinungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Die Behmers in Anhalt erhoben sich nach und nach, unter der Sonne fürstlicher Gunst, aus Hofbäckern und Hofbediensteten zu Vertrauten und Beratern ihrer Landesherrn. Der Urgroßvater sollte offiziell zum Staatsminister von Anhalt-Bernburg ernannt werden, als ihn der Tod aus der erfolgreichen Karriere hinwegnahm. Immerhin war es ihm noch gelungen, seine Tochter dem Hofmarschall von Siegsfeld zu vermählen. Seinem Sohne Albert Friedrich standen die günstigsten Chancen für einträgliche Hofämter offen. Doch die Phantasie dieses Sohnes, meines Großvaters, wurde befruchtet von Rousseauschen Idealen. In dem einfachen Leben mit der Natur sah er eine Erneuerung des Menschengeschlechtes. Das Handwerk galt ihm als der sichere Grund soliden

Bürgertums. Er wurde Landmann und Freimaurer. Seine Söhne sollten im gleichen Sinne erzogen werden. Doch es ist bekanntlich leichter, mit dem Denken die Tradition zu durchbrechen, als mit dem Geschmack und den Gewohnheiten des Alltags. Für die Landwirte der Gegend, die er an Bildung und Weltwissen weit überragte, blieb der Großvater der vornehme Mann, der nur darum die engere Hofosphäre mied, weil er lieber herrschte, als sich beherrschen ließ. Und als Pächter herzoglicher Domänen war er ja auch schließlich immer noch Beamter des Fürsten. Charakteristisch für ihn ist folgende Anekdote: Auf ein Kostümfest geladen, heftete er sich einen Kotillon-Stern auf die Brust seines schwarzen Rockes. Indem er so ohne Maske den Saal betrat, sanken einige Damen im Hofknix zusammen, weil sie nichts anderes meinten, als der Herzog selbst beehre das Fest mit seiner Gegenwart.

Des Großvaters Behmer blonde, sanfte Frau Elise entstammte gleichfalls einer geistig hochbegabten Familie. Sie war die jüngste Tochter des Kriegsrat Engelhard aus Cassel und der originellen Philippine geb. Gatterer.

Mein Urgroßmütterlein! – Dein Bild von Meister Tischbein in reizender Jugendblüte gemalt, grüßt mich über meinem Schreibtisch! Dein leichtgepudertes rotblondes Gelock ist von Rosen und Lorbeeren umrankt, deine feine Hand stützt sich auf die goldene Leier – dein Mund lächelt heiter und geistreich über deinen jungen Dichterruhm! – Das Lieblingskind des berühmten Göttinger Professors, der der deutschen Geschichtsschreibung neue größere Bahnen wies und des munteren Nürnberger Goldschmiedstöchterlein, der geb. Schubartin! Schon mit fünf Jahren, als die kleine

Philippine masernkrank im Bette lag, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, in dem dämmerigen Zimmer das lateinisch-deutsche Wörterbuch zu studieren und übte sich im Schreiben, indem sie den Vorsatz faßte, die ganze Bibel abzuschreiben. Später wurde sie eine treue Helferin ihres Vaters, kopierte seine Vorlesungen, malte die Karten aus, die er herausgab und half ihm genealogische Verzeichnisse machen. Er selbst, der Professor Gatterer, hatte über die Erziehung seiner Kinder so weitherzige, gütige und kluge Ansichten, daß er noch heute manchen allermodernsten Schulreformern zum Muster dienen könnte. Und dabei wurde er angebetet von den Seinen – dessen heute nicht jeder moderne Erzieher sich rühmen darf.

Philippine entwickelte sich unter seiner Leitung zu einem freien, frischen Mädchen, das in dem kleinstädtischen Universitätsleben manchen Anstoß erregte. »Der Philippine steht das Maul nie still«, sagte der Weltreisende Forster von ihr, und es lag nur an Philippine, daß sie nicht seine Gattin wurde.

In einem Briefe an ihre Freundin, die statt ihrer den Forster heiratete und später als Therese Huber eine literarische Rolle spielte, erzählte Philippine von ihrer Jugend und meinte resigniert: wie sie auf Bojens Treiben ihre ersten dichterischen Versuche 1778 herausgegeben, habe sie wohl etwas gegolten, Lavater habe, als er sie besuchte, selbst den Vorhang aufgezogen und gerufen: Mein liebes Weible, wir wollen uns bei hellem Tage recht ansehen und kennenlernen! »Der brave Zöllner«, fährt sie fort, »der witzige Nikolai, der hochberühmte Johannes von Müller, der süßdichtende Salis – o so mancher Berühmte und Beliebte

der Zeit begrüßte mich. Aber sie ist lange vorüber diese Zeit. –«

Chodowiecki versah ihre Lieder mit Kupfern. Niemand geringeres als Bürger nahm sich der jungen Dichterin freundschaftlich erzieherisch an.

Er »kuranzt« seine holdselige Jungfer Philippine in geistreich-lustigen Briefen ganz gehörig. Er bedauert, nicht Tag und Stunde um sie sein zu können, ihre kleinen Bären zurechtzulecken, denn manche ihrer Amoretten hätten leider ein Pferdefüßchen.

Die unschuldige Schelmerei, die sich in ihren Versen zwischen die übliche Sentimentalität mischte, mag es ihm angetan haben. Doch die Bemühungen des Meisters, Philippen den rechten Ernst für die Kunst beizubringen, waren vergebens. Sie reimte harmlos und fröhlich weiter, wie es ihr gerade einfiel. Man würde heute nicht eines ihrer Liederchen mehr gelten lassen. – Dann heiratete sie den Kriegssekretär Engelhard in Cassel. Als sie Bürger gegenüber seinen sittlichen Ernst und seine Frömmigkeit rühmt, antwortet der ihr: »Ei nun! Dank Sie dem Himmel für den lieben frommen Mann. Je weniger Schläge kriegt sie!«

Die Frau Kriegsrätin wurde eine gute Gattin und Mutter, obwohl sie in der bürgerlichen Gesellschaft von Cassel den Beinamen der »Champagner« behielt, weil ihr Gatte als Bräutigam von ihr sagte: Sie verhält sich zu den Casseler Mädchen wie Champagner zu Äppelwein. Einmal hat man sogar um ihrer exzentrischen Ideen willen einen Familienrat einberufen. Sie wollte für ihre Kleinen im Garten vor der Stadt ein Haus bauen. Das war damals unerhört. Doch der

Gemahl hielt treulich zu ihr und sie durfte ihren Plan ausführen.

Lustig schildert sie 1798 einem der Göttinger Professoren ihr Heim:

Das Mädchen, das dein Lied besang,
Als sie des Ehstands Band umschlang,
Traf nicht umsonst des Himmels Segen;
Die Fruchtbarkeit kam ihr entgegen,
Ihr geht's wie dem Orangenbaum.
Da lächeln zwei – sind Knospen kaum,
Und reif und grün und groß und klein,
Schön und gesund, sind alle mein!

Oft drängt der Winter uns zusammen,
Zu sparen Licht und Ofenflammen,
So wie die Biber in dem Bau,
Der gute Mann sitzt bei der Frau,
Von Akten – mit und ohne Sinn –
Blickt er oft auf das Völkchen hin,
Das, weil man's gütig ihm vergönnt,
Bald spielt, bald wild im Stübchen rennt.

Der dicke Säugling leise knarrt –
Der Tochter Spinnrad schafft und schnarrt.
Der Sohn fragt oft: Wie und warum?
Beim schweren Exerzitium.
Doch heißt's nicht oft: Silentium!

Ein allerliebstes Bild aus armer, genügsamer Zeit. Die Mutter vergißt über den häuslichen Sorgen nicht ihrer

poetischen Jugend und flüstert dem Söhnchen, das sie nährt, zu:

Mein Fränzchen! Hast zum letztenmal am Busen
Genossen deine erste Lust!
O hättest du den Hang zu Grazien und Musen
Gesogen aus der Mutter Brust!

Dem jüngsten ihrer Kinder, meiner späteren Großmutter Elise Behmer gibt sie als Patinnen die bekannte reisende Aristokratin: Elisa von der Recke und eine durch ihre Lieblichkeit berühmte Professorentochter des Göttinger Kreises. Sie feiert dieses Ereignis in einem Gedichtlein, das sie überschreibt:

Sechs Stunden nach der Geburt meines zehnten Kindes gedichtet:

Sei willkommen hier im Erdeleben!
Du zum Trost im Alter mir gegeben.
Gottes bester Segen gieße sich
Lebenslang, Du liebes Kind, auf Dich!

Doppelt send, ihr Engel, ihre Hüter!
Denn dies Kindlein erbt einst schmale Güter.
Aber wird sie schön und klug zugleich –
O so dünkt sie einem Edlen reich.

Frohsinn lache aus den Grübchenwangen
Schönheitskennern wecke sie Verlangen;
Doch der höchsten Reinheit Engelglanz
Schütz als Glorie der Jungfrau Kranz.

Namenlose, nimm den schönen Namen
Von der Krone glanzumstrahlter Damen,
Von Elisa Reck! die warm mich küßt;
Mein und meines Geistes Freundin ist!

Auch von ihr, die Gleichheit früh mir sandte,
Welche Hölty das »Entzücken« nannte.
Von der Mündner Lotte, jetzt voll Fleiß
Nur noch da für ihrer Kinder Kreis. –

Wirst Du dieser Zwei Verdienst verbinden
Von verschiedner Art in fernen Gründen,
O so werden sie sich Deiner freu'n
Und Dir Lieb auch aus der Ferne weihn.

Und löscht bald des Todes kalte Rechte
Meines Lebens Licht, das oft sich schwächte:
Nun so leuchte dir ihr schöner Glanz
Bis zum Wiedersehn im Palmenkranz.

Bettina Brentano erzählt, sie sei einst zu Engelhards gekommen, als man gerade ein Schwein geschlachtet habe. Das sei abgebrüht, sauber und appetitlich auf einen Tisch gelegt worden, die hübschen Töchter hätten im Kreis darum gesessen und das Schwein als Nähstein benutzt, um sich ihre Ballkleider daran zu nähen. Die Großtanten waren noch in ihrem hohen Alter empört über die groteske Phantasie der Bettina, die ihnen solche Schweinereien andichtete. Aber die Mischung von genialer Unbekümmertheit und praktischer Sparsamkeit, die in dem Engelhardschen

Haushalt geherrscht haben muß, ist mit der kleinen Geschichte doch nicht übel gekennzeichnet.

In ihrem Alter wurde die Frau Kriegsrätin »eine Wunderblume«, wie sie selbst schrullige Leute zu bezeichnen pflegte. Vielerlei Anekdoten gingen über sie um. Mit siebenzig Jahren besaß sie noch Frische und Feuer genug, um Bérangers Chansons ins Deutsche zu übertragen.

Ihre älteste Tochter dichtete ebenfalls und kaufte sich von dem Erlös ihrer tränentriefenden Romane einen Weinberg – deren Großnichte hat es niemals so weit gebracht.

Die zweite, die schöne cbaraktervolle Luise, heiratete den Großindustriellen und Gutsbesitzer Gottlob Nathusius aus Magdeburg. Infolge der Verbindung mit diesem einflußreichen Manne fanden noch mehrere von Philippinens Töchtern tüchtige Gatten und freundliche Heimstätten in der Provinz Sachsen und dem angrenzenden Anhalt, auch verschiedenen ihrer Söhne eröffneten sich hier Wirkungskreise. Getreulich hielten die Geschwister zusammen.

Nachdem die schweren Kriegs-, Hunger- und Seuchenzeiten der Freiheitskämpfe überstanden und verschmerzt waren, muß in den dreißiger bis fünfziger Jahren ein ungemein geselliges, heiteres Leben zwischen all den wohlhändigen Gütern und Haushalten geherrscht haben. Es war ein ewiges Kommen und Gehen, ein unaufhörliches Reiten und Hin- und Herkutschen. Und weil es ein Familienfehler war, durch das Geschaukel der Kaleschen seekrank zu werden, bekämpfte man das Übel durch lauten Gesang von Chorälen und Volksliedern, wodurch denn diese

mit Kindern und jungen Leuten vollgestopften Gefährte, die sich so singend und klingend durch Felder und Wälder bewegten, einen ganz eignen Eindruck gemacht haben müssen. – Bald gab es einen Ball in Magdeburg, bald eine Taufe in Merzien, in Ampfurt eine Hochzeit, oder man tanzte zum Erntefest in Königsborn. In Althaldensleben aber war immer der Mittelpunkt. Dort strömten die Besucher aus ganz Deutschland zusammen.

Nach dem Tode des alten Gottlob Nathusius wohnte hier seine Witwe Luise, als Haupt der ausgebreiteten Familie. Das Klostergut verwaltete damals der älteste Sohn, der poetisch veranlagte Philipp, in seinen Jünglingsjahren ein Verehrer Goethes und der schwärmende Freund Bettinas. Die außerordentliche Frau wünschte den schönen reichen Jüngling sich zum ausführenden Werkzeug ihrer sozialen Reformpläne zu erziehen. Doch damit scheiterte sie, der Freund löste sich von ihr, als er das Pfarrerstöchterlein Marie Scheele kennen lernte – und: »Der Adler endete im Taubennest!« So drückte die erzürnte Muse sich aus. Die junge Frau, welche sich, nachdem sie Marie Nathusius geworden, als christliche Schriftstellerin einen weitbekannten Namen erwarb, muß eine ungemein anziehende Persönlichkeit gewesen sein. Mit ihrem vielleicht ein wenig maniert kindlichen Wesen übte sie eine starke Herrschaft über ihre Umgebung. Schwäger und Schwägerinnen, die ganze Familie Nathusius folgte beglückt der Kreuzesfahne mit dem Lamm, die sie heiter lächelnd ihnen vorantrug, immer von Blumen umwunden, von Poesie umklungen.

Man war noch nicht engherzig damals. Neben den Größen der konservativen Partei, neben gläubigen Theologen und Missionaren, neben Kügelgen, dem Verfasser der »Jugendgeschichte eines alten Mannes« war auch Hoffmann von Fallersleben ein häufiger Gast in Althaldensleben. Der ungefüge, schwerfällige deutsche Sänger ging sinnend durch den Park und wand sonderbare, winzige Sträußlein, von einem grünen Blatte oder dem Kelch einer Glockenblume umschlossen, die er in Troubadour-Verehrung bald dieser, bald jener Mädchenblume zu Füßen legte. – Nur Bettina kam nicht wieder, seit sie nachts, als das Gelüste sie faßte, beim Mondenschein im Eichwald zu träumen, das Hoftor verschlossen gefunden. In einem so philisterhaften Hauswesen war für sie keine Stätte.

Von den Eltern und dem Kinde

Bei meinen Großeltern Behmer ging es einfacher und schlichter her.

»Zu Merzien in Anhalt-Köthen
Wuchsen wie die Orgelflöten
Amtmanns Kinder lustig auf.«

So heißt es in einem Silberhochzeitskarmen. Und weiter singt der Familiendichter, die Gegend habe gestaunt:

Ob ihrer großen Länge,
Ob ihrer großen Zahl.

Des Großvaters wunderliche Erziehungsprinzipien schufen mancherlei Konflikte mit den Söhnen, die erst die humanistischen Gymnasien besuchten und dann in die Handwerkerlehren getan wurden, wo sie sich begreiflicherweise wenig wohl fühlten. Es ist auch keiner ein guter Handwerker geworden. Die Töchter genossen ihr Leben in all dem fröhlichen Familientrüb. Die Älteste, ebenfalls eine Luise, verlobte und vermählte sich mit dem jüngsten der Nathusius-Vettern Heinrich. Nachdem Philipp und seine Marie sich ganz der Politik und ihren Rettungshäusern in Neinstedt am Harz widmeten, übernahmen Heinrich und Luise das Klostersgut Althaldensleben. Das holde Hannchen, der Mutter Herzblatt, wurde der kinderlosen Schwester Hillebrand in Magdeburg als Haustöchterlein überlassen. Und weil Onkel Hillebrand, der die Nathusiussche Tabaksfabrik leitete, ein Sommerhaus

auf dem Werder in der Elbe besaß, nannten die jungen Herren das Hannchen »die Rose vom Werder«. Man kann wohl sagen, sie schwelgte in Liebe, Anbetung und Verhätschelung. Mit dem reinsten Kindergemüt freute sie sich der reichen schönen Welt, in der sie sich bewegen durfte. Bis ihr Schicksal sich erfüllte, und sie meinem Vater begegnete.

Er befand sich auf der Rückreise von Schlesien und Böhmen, welche er im Auftrage der Regierung besucht hatte, nach Ägypten. Hannchen fuhr mit den Eltern ins Karlsbad. Im Postwagen lernten sie sich kennen. Einem flüchtigen Zusammensein folgte eine schnelle Verlobung und eine lange Trennung.

Vier Jahre hindurch kämpfte das tapfere Mädchen mit seiner zahlreichen Verwandtschaft um den Besitz des Geliebten.

Wie oft mag sie sich an einem Blättchen getröstet haben, das sich unter ihren Liebesbriefen findet und von ihrer Hand aus der Orientreise des Schriftstellers Bogumil Goltz abgeschrieben wurde.

Es enthielt eine Schilderung ihres fernen Carl. »Unser vierter Mann, erzählt der Reisende, war der Sekretär vom preußischen Konsulate, ein ungemein gefälliger, verständiger, biedersinniger und nobler junger Mann, der bereits eine harte Lebensschule mit seltener Charakterfestigkeit durchgemacht hatte, so einer von denen, die nicht nur keine Gesellschaft verderben, sondern mit ihrem richtigen Takt und gutgelaunten mäßigen Wesen, wie mit ihren bunten und abenteuerlichen

Lebenserfahrungen der willkommenste Mann und Stoff für jede Geselligkeit sind.« –

Man konnte kein treffenderes Bild von dem Wesen meines Vaters geben – aber was wußte das arme Hannchen Behmer damals von dem Manne, dem sie ihr Herz geschenkt hatte?

Ägypten war in einer so grauenhaften Ferne gelegen, wie heut für uns kein Land auf dem Erdball. Auch schlugen die Hoffnungen, die Reuter auf die preußische Regierung gebaut hatte, fehl, es dauerte lange, bis er mit einem selbständigen Geschäft eine Frau ernähren konnte.

Der weibliche Instinkt aber täuschte sie nicht – es hat meine Mutter niemals gereut, dem geliebten Gatten in die unbekannte Weite und Unsicherheit gefolgt zu sein. Durch meine ganze Kindheit hindurch habe ich kein böses oder auch nur scharfes Wort zwischen meinen Eltern gehört.

Ein kleines weißes Haus mit flachem Dach und grauen Jalousien, ein Gärtchen, in dem Bohnen und Tomaten in tiefen Beeten wuchsen, nebst Rosmarin und ein paar roten Geranien; von Oleandergebüsch umgeben in der Ecke das Schöpfrad, das ein dürrer Gaul mit verbundenen Augen in Bewegung hielt; ringsumher eine stachlichte Hecke von Kaktus und dem wirren Gerank blauer Winden – so war das Heim von Carl und Hannchen Reuter in ihren ersten Ehejahren. Von den Fenstern hatte man den Blick auf den breiten Kanal, in dem das versickernde Nilwasser aufgefangen und dem Meere zugeführt wird – die Hauptverkehrsader für alle Lebensmittel aus dem Innern Ägyptens bis hoch hinauf aus dem Sudan nach der Hafenstadt und ihrem Dampferverkehr. In schönen Bogen, mit flachen, reichbelebten Ufern durchzog diese

Wasserstraße die Landschaft. Auch ein Fluß geht ja nicht gerade wie ein Strich, hatten seine ägyptischen Erbauer gemeint, als europäische Neunmalkluge sie über die Raumverschwendung zur Rede stellten.

Die junge Frau saß viele Stunden auf dem Balkon und schrieb an Mutter und Schwestern daheim über alles, was sie sah, und das verständige Landmädchen verleugnet sich nicht, wenn sie sachgemäß der Schwester in Althaldensleben über die eigenartige Beladung der flachen Segelboote mit Häcksel, mit Klee, Baumwolle und Orangen berichtet. Auch das künstlerische Vergnügen kommt zu Worte, und sie versucht den Schwager Heinrich zu einem Besuch zu verlocken, indem sie ihm reiche Ausbeute für seine Zeichenmappen verspricht. Die langen Reihen aneinandergebundener Kamele, deren Höcker, hohe Beine und lange Hälse sich in merkwürdiger Silhouette vom gelbroten Abendhimmel abheben, die das Wasser durchpatschenden gewaltigen Büffel und auf ihren Rücken die behenden nackten Kinder, mit den Glöckchenringen um die feinen braunen Fußknöchel – alles entzückt sie. Interessiert beobachtet sie das tägliche Treiben in den taubenumflatterten Lehmhütten der Fellachen und versucht mit den hinter hohen weißen Mauern lustwandelnden Paschafrauen in üppigen Haremsgärten Grüße zu tauschen. Auf Ermahnung der sehr kirchlichen Schwester Nathusius ist sie auch bemüht, sich für die Gründung eines deutschen Krankenhauses und für die Einrichtung deutscher Gottesdienste einzusetzen, vorläufig noch vergebens.

In der oberen Etage der kleinen Villa wohnte ein englischer Junggeselle, der das junge Paar hin und wieder zu

einem Truthahn und Plumpudding einlud. Er war rosenrot, blauäugig und weißhaarig, wie englische Junggesellen zu sein pflegen, und es erheiterte ihn außerordentlich, wenn die steifgestärkten Unterröcke der jungen Frau, über alte Regenschirme gespannt, als riesige weiße Glocken im Garten an den Wäscheleinen schaukelten – Vorläufer der Krinoline! Die bunten seidenen Kleider ihrer Ausstattung, die klein- und großkarierten und die von Chineseseide mit Blümchen bestreuten wogten und raschelten dann aufsprächtigste über dem weitläufigen Unterbau, die feingestickten Batistkrägelchen und Mullhemdchen schlossen den langen, etwas gebogenen Hals lieblich ein, und die reichen Lockentrauben des braunen Haares umrahmten die schönen Schläfen, die feinen ovalen Wangen des rosigen Gesichtes mit der wundervoll geschnittenen Nase und dem originellen Munde, dessen kurze Oberlippe immer die weißen Zähne ein wenig sehen ließ – dieses holde Frauenantlitz, dessen strahlende, lachende braune Augen unter den stolzen Brauenbogen mit der freundlichen Unbefangenheit eines Kindes in die neue Welt schauten. Sie schmückte sich gern, meine Mutter, sie hatte Freude an Juwelen und Blumen, Federn und Spitzen – aber sie putzte sich einzig für den lieben Mann. Sie war wenig eitel, es verlangte sie gar nicht danach, in der abenteuerlichen und angefaulten Gesellschaft Ägyptens eine Rolle zu spielen. Und meinen Vater, der fleißig zu schaffen hatte, sein Geschäft in die Höhe zu bringen, der meistens erst abends aus der Stadt heimkehrte, gelüstete es auch keineswegs, die Bekannten seiner Junggesellenzeit bei seiner reizenden Frau einzuführen. Sie hauste so mit ihrer Berta, der

deutschen Köchin, recht einsam draußen am Kanal, ferne den Ereignissen des Tages. Eine heftige Choleraepidemie verheerte Alexandrien und versetzte alles in Schrecken, ohne daß sie auch nur davon erfuhr.

Sie war von sehr zarter Gesundheit, und wenn die Leiden nahender Mutterschaft sie bedrückten, mag sich auch wohl das Heimweh eingestellt haben, nach Mutter und Schwestern, Freundinnen und Tanten, nach dem reichen Kreise mitfühlender weiblicher Seelen, an den sie gewöhnt war und den sie nun entbehren mußte. Dann kommt das erste große Leid: ein Zwillingspärchen wird geboren und stirbt nach wenigen Stunden. In allen Briefen jener Tage klingt die Klage, daß doch ihr lieber Carl die Kleinen nicht mehr lebend gesehen hat.

Ich war schon ein nicht mehr junges Mädchen, als ich meine Mutter still weinend auf ihrem Sofa liegend fand und sie auf meine teilnehmende Frage antwortete: »Heut ist der Geburtstag der Zwillinge. Sie wären nun dreißig Jahre alt.« Unendlicher Kummer hatte das Herz der Frau zerrissen, Not und Sorge bedrängten sie, des Tages Pflichten gingen fast über ihre Kräfte, aber ihr Gemüt hatte die erste Mutterliebe zu diesen abgefallenen Knöspchen all die Jahre hindurch unverwelkt bewahrt. Die Treue des leidenschaftlichsten Gefühls – das war der Wesensinhalt meiner Mutter.

Am 8. Februar 1859 wurde ich in dem kleinen weißen Haus am Mahmudiye-Kanal geboren und erhielt die stolze Namenreihe: Gabriele, Elise, Karoline, Alexandrine.

Das sehnsüchtig erwartete Kindchen sollte den schönsten Namen führen, nach dem Engel, der die ewige Heilsbotschaft zur Erde niedertrug. Und so wurde ich

Gabriele getauft. Dann schien dieser Name wieder zu feierlich für ein so kleines pflegebedürftiges Etwas, aus der Gabriele wurde die »Puppe Ella«.

Allzu leicht mag der Mutter das Wochenbett nicht gewesen sein. Sie schilderte gern, welch ein Sprachengewirr sich um ihr Lager bewegt habe. Die Hebamme war eine Französin, die Wartefrau stammte aus Italien, die Amme war eine Negerin, dazwischen die deutsche Berta – keines verstand das andere, und sie mußte in ihren Schmerzen den Dolmetscher für sie alle machen.

Einer der ersten Glückwunschbesuche war eine Mulattin, die Tochter eines bedeutenden englischen Gelehrten, der sie auf den besten englischen Schulen hatte ausbilden lassen, so daß sie ihm bei der Entzifferung der schwierigsten Papyrusrollen, der vertracktesten Hieroglyphen beistehen konnte. Meine Mutter hatte eine große Vorliebe für diese lebhafte und gescheite Person. Sie trat in ihrem falbelwogenden rosa Musselinkleide an meine Wiege, betrachtete mich eine Weile aufmerksam mit ihrem sonderbaren rauchgrauen Affengesicht und ihren blitzenden kleinen Heidelbeeraugen und rief plötzlich: »Was hat das Kind für eine ernsthafte Nase – sie sieht aus, als würde sie einmal Bücher schreiben!«

Diese Prophezeiung ist mir halb als Neckerei, halb ernsthaft oft genug während meiner Kindheit vorgehalten worden, und irgendwie hat sie gewiß dazu beigetragen, daß sich sehr früh das Bewußtsein einer unentrinnbaren Berufung in mir ausbildete.

Zunächst freilich stand mein Leben zweimal ernstlich in Gefahr, eine recht unerfreuliche Wendung zu nehmen. Ich

bekam die ägyptische Augenkrankheit, und es war als ein Wunder anzusehen, daß ich nicht völlig erblindete, sondern daß nur die Sehkraft des einen Auges etwas litt.

Inzwischen hatte meine schwarze Amme, eine wilde, noch recht ungebändigte Sudannegerin, eine so abgöttische Liebe zu dem kleinen, zarten Kinde mit den lichten Goldhärchen gefaßt, daß sie meiner Mutter täglich die heftigsten Eifersuchtsszenen machte, sobald sie sich mir zu nähern wagte, und man beschloß, ihr zu kündigen. Eine Mutter kann sich nicht wohl sagen lassen, daß sie kein Teil und keinerlei Rechte mehr an dem Kinde habe, dem sie nicht die Brust reiche. Die gute, leidenschaftliche Bambe war aber nicht gewillt, das Schicksal einer Trennung von ihrem Liebling geduldig zu ertragen. Sie packte ihre Sachen in ein Bündelchen, steckte den ihr ausgezahlten Lohn in den Gürtel ihres Kattunkittels, und während ihre Herrschaft ahnungslos beim Abendtee saß, entwich sie heimlich mit mir aus dem Hause, schlich durch den Garten und hatte schon die Straße gewonnen, als der arabische Gärtner, der das Schöpfrad zu versehen hatte, sie entdeckte und uns beide unter großem Geschrei und Gezeter zu meinen tödlich erschrockenen Eltern zurückführte. Sie gestand, die Absicht gehabt zu haben, noch in der Nacht mit mir in die Wüste zu entfliehen, damit niemand mich ihr mehr rauben könne und ich ihr in Zukunft ganz allein gehöre.

Oft habe ich mir ausgemalt, wie mein Schicksal sich wohl gestaltet haben würde, wenn Bambe ihren Plan ausgeführt hätte. Indessen wäre mein Erdendasein schwerlich von so langer Dauer gewesen, um eine Kette romantischer Abenteuer zu bilden. Durst und Hunger oder grausiger noch:

die wilden Hunde und die Schakale würden ihm zu einem schnellen Ende verholfen haben. Ein warmes Gefühl ist mir für das unbändige Naturkind geblieben. Wer weiß denn, welchen Tropfen von zäher Lebensenergie sie dem ruhigeren nordländischen Blute mit dem weißen Saft ihrer schwarzen Brüste beigemischt hat? Spürte ich später, viel später bei Schaustellungen wilder Völkerschaften den seltsamen schweren Würzduft, der von den Körpern der dunklen Frauen ausgeht und in dem sich der Geruch des Rauches über offenen Feuern mit etwas von Rosmarin und Sandelholz und etwas von der scharfen Ausdünstung des frei schweifenden Raubtieres mischt, so empfand ich keineswegs den Ekel, der, der Tradition der guten Gesellschaft nach, den Europäer davor zu schütteln hat, sondern ich atmete ihn mit Lust und einer leisen Sehnsucht nach etwas Fernem, Vergessenem.

Den ersten Winter meines Lebens verbrachte ich in Kairo. Mein Vater gründete dort eine Zweigniederlassung seines Import- und Exporthandels. Er hatte ein türkisches Haus an der Esbekieh gemietet, das an Möbeln zwar nur einige Wandschränke mit blaubemalten Türen, einige Strohmatten und Diwans aus Palmblattrippen mit Baumwollsäcken und Kissen besaß, dafür aber dreizehn nebeneinandergelegene Kämmerchen, wie der Mensch sie zu privatesten Bedürfnissen zu benutzen pflegt. Ich erinnere mich dieses sonderbaren Überflusses zwar nicht mehr aus eigener Beobachtungsgabe, aber die Geschichte der 13 wuchs sich später zu einem Hauptscherz in unserer Kinderstube aus.

Kairo war im Jahre 1859 keineswegs schon der international-anglisierte Fremdenstapelplatz, es war ein echt orientalisches schmutziges Nest mit dichtvergitterten

Häusern und schmalen Gäßchen, die von einem Gebäude zum andern mit Strohmatten gedeckt waren, zum Schutz gegen die grellen Sonnenstrahlen, die, sich hin und wieder doch in die Dämmerung des bunten Gewimmels hinabstehend, dort die entzückendsten Farben- und Beleuchtungseffekte schufen. Die Esbekieh war auch noch keine mit Kaffeehäusern und Musikpavillons besetzte öffentliche Anlage von Teppichbeeten, Springbrunnen und elektrischen Lampen, sondern ein feierlicher dunkler Hain von riesenhaften Sykomorenbäumen. In ihrem kühlen Schatten verbrachte meine Mutter gern die heißer und heißer werdenden Frühlingstage, sie warf eine Orange vor mir her, die ich fangen mußte, und so lernte ich das Laufen.

Als der Sommer kam, reisten die Eltern mit mir nach Europa. In Paris sollte der Bruder meiner Mutter besucht werden, der von der Schlosserwerkstatt in das Atelier von Meister Ingres übergesiedelt war und bereits im Salon seine Pastellbildnisse ausstellte, von denen ein Kritiker bemerkte, sie seien *d'une grace ravissante*. Um etwas mehr Bewegungsfreiheit während der Reise zu haben, wurde im letzten Augenblick, nur auf Empfehlung, noch eine deutsche Wärterin für mich gemietet. Auf dem Schiff schon entdeckte Mama, daß sie einem freudigen Familienereignis in allernächster Zeit entgegensah, und in der Tat mußte man sie gleich bei der Ankunft in Marseille im Krankenhaus abliefern. Die Eltern bezahlten für die Entbindung, vermieden es aber, sich über ihre weiteren Adressen zu äußern. Zehn Tage später geht der Bruder meiner Mutter mit einem Freunde in Paris auf dem Boulevard spazieren, sie plaudern deutsch, da tritt ein junges Mädchen auf sie zu mit

der Frage, ob der Herr ihr nicht vielleicht sagen könne, wie und wo sie wohl eine gewisse Frau Reuter aus Alexandrien finden könne. Zu meiner Mutter grenzenloser Überraschung tritt eine halbe Stunde später der Künstler mit dem Mädel bei ihr ein, und die Eltern wurden durch diesen erstaunlichen Zufall gezwungen, die unerfreuliche Dame bis nach Deutschland mitzunehmen.

Großvater Behmer war inzwischen gestorben, auf dem Bahnhof in Leipzig hatte ihn ein Schlaganfall niedergeworfen. Die Großmutter war nach Dessau verzogen. Dort, ganz in ihrer Nähe, mieteten meine Eltern eine möblierte Wohnung, und Mama konnte nun nach Herzenslust in »Familie« schwelgen. Besuche in Althaldensleben, dem schönen Gute des Schwagers Nathusius, in Süddeutschland, wo die jüngste Schwester Marie gleichfalls mit einem Vetter, einem jungen Arzt, verheiratet war, Reisen nach Mecklenburg zu den Reuterschen Verwandten boten die willkommenste Zerstreuung. Überall erregte ich als ein höchst wohlerzogenes sanftes kleines Mädchen die größte Bewunderung. Ich erhielt einen Pfirsich und biß nicht hinein, sondern beroch ihn nur, ich pflückte, während meine Mutter mit ihren Jugendfreundinnen plauderte, imaginäre Blumen von einem Teppich und band Sträußchen, die gar nicht existierten. Der schwarzen Bambe wildes Temperament schien keinerlei Spuren in mir zurückgelassen zu haben. In Dessau wurde mein ältester Bruder geboren, und wenn auch mein Vater inzwischen sich wieder in Ägypten seinen Geschäften widmen mußte, so war es doch sicher für meine Mutter ein recht glückliches Jahr.

Meine Erinnerungen aber beginnen erst wie kleine Inseln aus dem grauen Traumesmeer der ersten Kindheit aufzutauchen, als wir wieder in Alexandrien sind. Nicht mehr in dem hübschen Häuschen am Kanal von Mahmudiye, sondern in einem mehr innerhalb der Stadt gelegenen Logis, das von meiner Mutter nicht anders bezeichnet wurde als: die Wohnung, in der ihr so viel krank waret. Die ägyptischen Ärzte schoben alle diese verschiedenen Leiden, darunter ein Typhus und eine Lungenentzündung, auf die Ausdünstungen eines kleinen Palmenhains, der sich vor den Fenstern befand. Wenn die Dattelpalme blüht – so glaubt man bei Volk und Wissenschaft in Ägypten –, erzeugt der durch die Luft wehende Blütenstaub Augenkrankheiten, Fieber, Geschwüre, kurz alles erdenkliche Unheil. Daß die Zimmer kühl und sonnenlos waren, trug wohl mehr als der unschuldige Blütenstaub zu den Krankheiten bei, von denen die Familie in jenen Jahren heimgesucht wurde. Mir erschien die Wohnung in der Erinnerung von einem höchst unheimlichen Nimbus umwoben, und das hing mit einem kindlichen Erlebnis zusammen, das in mein drittes oder viertes Jahr fiel. Eines Tages lief ich wohlgemut aus der Kinderstube zum Wohnzimmer, meine Mutter zu suchen. Ich klinkte, noch etwas mühsam mich auf die Zehen hebend, die Tür auf, und fand den traut bekannten Raum in einer schauerlichen Weise verändert. Alle Möbel waren übereinandergeräumt, an die Wände gerückt oder entfernt, die Jalousien herabgelassen, so daß eine öde und gruselige Dämmerung herrschte. In der Mitte auf dem Fußboden stand eine große braune Schüssel, und in diese Schüssel fiel mit einem leise klatschenden Geräusch von der Decke

herab ein Tropfen Wasser. Die Decke wies einen nassen Flecken auf, aus dem die Tropfen kamen, deren leisem Klatsch ich mit namenlosem Entsetzen zusah. Ich fühlte mich wie die Kinder in den Märchen, die irgendeine Tür öffnen und plötzlich durch einen unterirdischen Gang in ein fabelhaftes Zauberreich versetzt werden. Es war mir sofort gewiß, daß meine Eltern verschwunden seien, ich sie niemals wiederfinden würde, daß eine böse Fee diesen gräßlichen Spuk hergerichtet habe und daß weitere Verwandlungen, vielleicht auch meiner selbst, alsbald folgen würden. Der Tropfen verlangte etwas von mir, und ich wußte doch nicht was; alles Grauen vor den Überraschungen des Lebens durchstürmte mich vor diesem Rätselhaften, das in Wahrheit nur eine schadhafte Zimmerdecke bedeutete, über der die Oberwohner sich dem Vergnügen einer großen Hauswäsche hingaben. Aber um keinen Preis der Welt hatte ich nach einer Erklärung fragen mögen. Ich schloß die Tür wieder, begab mich ins Kinderzimmer zurück und tat, als habe ich nicht das mindeste Außerordentliche gesehen – denn das dort drüben war jedenfalls ein Geheimnis, von dem man nicht reden durfte. Ich erinnere mich, auch erst viele Jahre später meine Mutter nach der sonderbaren Veranstaltung gefragt und von ihr die Erklärung empfangen zu haben.

Das Unheimliche war überhaupt das Lockende in jenen Jahren und das, was die Erinnerung am festesten bewahrt hat, denn es war doch immer mit einem feinen, süßen Reiz verknüpft. Noch aus der Dessauer Zeit denke ich da eines Mannes, der, wenn ich von der Wärterin zur Großmama gebracht wurde, vor seiner Haustür stand und mit einer